

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

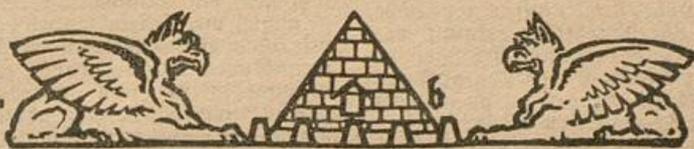
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

11.6.1933 (No. 24)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 24



11. Juni 1933

Gottlieb Graef / Ein Wagnerpionier

Was wert die Kunst und was sie gilt,
Das ward ich der Welt zu zeigen gewillt.
Beit Wagner in dem „Meisterlingern“.

Der im Richard-Wagner-Jahr gleichzeitig eingetretene nationale Umschwung hat auch der angeblichen „Wagnermüdigkeit“ ein gewaltig gewaltsam niedergehaltene Interesse für des großen Meisters Leben, Kämpfen und Schaffen ist wieder erwacht, und allenthalben gedenkt man in erhebenden Feiern des genialen Künstlers und Reformators.

Daneben dürfen wir uns zugleich auch derjenigen Männer erinnern, die sich um die Verwirklichung des Bayreuther Gedankens besonders verdient gemacht haben. Unter diesen mag hier unser kunstgewogener Landsmann, der wadere Mannheimer Bürger Emil Heckel, genannt sein, der einst, wie König Ludwig II., dem Schöpfer des deutschen Nationaldramas der Ringtrilogie zur Ausführung seiner Festspielpläne bedeutsame Hilfe geleistet hat. Als erster und einziger hat er im Mai 1871 auf das Rundschreiben des Meisters, „Weber die Aufführung des Bühnenfestspiels der Ring des Nibelungen“ dem damals bestgehabten Deutschen seine Hilfe angeboten, „da er entschlossen sei, zum Gelingen des großen nationalen Unternehmens nach Kräften beizutragen“. Diese Kundgebung hat bei Richard Wagner nach dessen eigenen Worten „zuerst den Glauben an die praktische Verwirklichung der Bayreuther Pläne befestigt“. Ungeachtet der bittersten Anfeindungen Wagners von seiten der Kunstkritiker und ihrer Nachbeter riß der von Heckel aufgestellte und energisch propagierte Gedanke der deutschen Wagner-Vereine zahlreiche Städte des In- und Auslands mit sich fort und schuf damit die finanzielle Grundlage für das Bayreuther Unternehmen.

Nicht minder groß ist Heckels Verdienst, daß er im Kampf gegen den damaligen Wagner-feindlichen Hofkapellmeister Vinzenz Lachner der Wagnersache am dortigen Nationaltheater zum vollen Sieg verholfen hat, so daß schon drei Jahre nach der ersten Ring-Aufführung im Bayreuther Festspielhaus auch die Mannheimer Bühne die gewaltige Aufgabe zu lösen vermochte, demselben Niefenwerk mit eigenen Kräften Form und Gestalt zu geben.

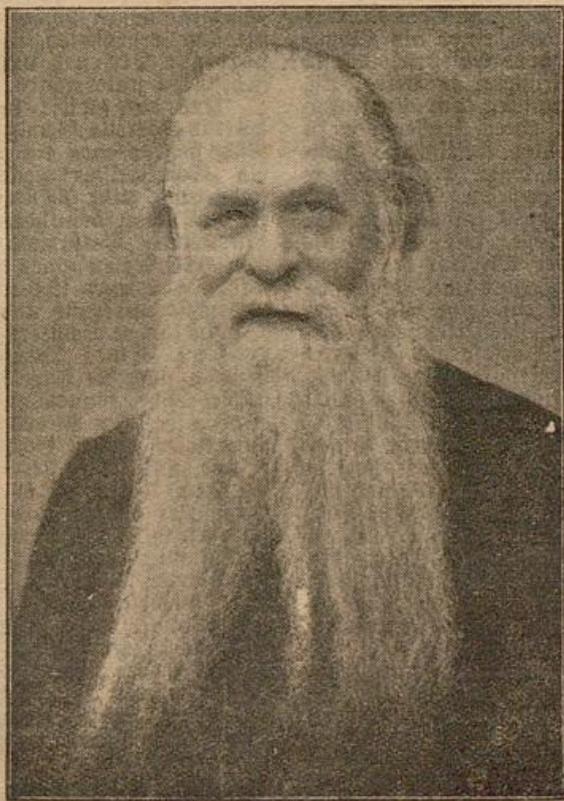
Wie hoch Richard Wagner die Begeisterungsfähigkeit, Opferfreudigkeit, Einsicht und Tatkraft Emil Heckels schätzte, darüber

belehren uns seine zahlreichen an ihn gerichteten, von dem Sohne Karl Heckel veröffentlichten Briefe (Fischer, Berlin, 1899), ein Ehrenmal in der Heckelschen Familiengeschichte. Sie befinden sich in dem im Heckelhaus neuerdings eingerichteten Wagnermuseum. Allgemein bekannt sind die launigen Widmungsworte des Meisters an den Mannheimer Freund:

Die Welt ist dann geborgen!
Dann lebt sich's ohne Sorgen,
Jeder Wagner seinen Heckel,
Hat jeder Kopf seinen Deckel,

Der Besucher Mannheims fühlt beim Durchschreiten der Kunststraße sein Auge durch eine marmorne Kolossalbüste Richard Wagners gefesselt, welche die Wandnische eines stattlichen Eckhauses schmückt. Es ist das vom Volksmund „Richard-Wagner-Haus“ genannte Wohnhaus Emil Heckels, der hier 1887 dem oft dafelbst ein- und ausgehenden Geistesgewaltigen das erste öffentliche Denkmal in Deutschland setzte. Es war mir immer eine hohe Freude, in dem Hause anzuklopfen und aus dem Mund des mir in der Folge befreundeten treuen Herolds des Meisters persönliche Erinnerungen an diesen zu hören, unter anderem wie er am frühen Morgen eines 22. Mai den gerade bei ihm zu Besuch weilenden Schöpfer der „Meisterfinger“ unter dessen Schlafzimmerfenster durch den erweiterten Chor und das verstärkte Orchester des Hoftheaters mit dem gigantischen Sühnungshymnus „Wach' auf, es naht gen den Tag“ zum Geburtstag überraschend begrüßen ließ. Groß war vollends meine Freude bei der Mitteilungs, daß er als mir damals noch unbekannter Reisebegleiter Richard Wagners bei meiner Begegnung mit diesem im Jahre 1877 zugegen gewesen sei und sich ihrer noch lebhaft erinnere.

Und als ich dann eines Tages, am 30. März 1908, erwartungsfroh den lieben weißbärtigen Freund mit dem ehrfürchtgebietenden Tolstojkopf wiederum besuchen wollte, da traf ich keinen Lebenden mehr, sondern mußte die Kunde vernehmen, daß er wenige Stunden zuvor die Augen für immer geschlossen habe. Trauernd gab ich ihm am folgenden Tag das letzte Geleit und sandte dem Vortrefflichen dankerfüllten Herzens für seine unvergänglichen Verdienste um die deutsche Kunst den Abschiedsgruß ins Grab nach. Ist auch mittlerweile sein Leib in Staub zerfallen, so wird der Name „Emil Heckel“ mit den Namen „Richard Wagner“ und „Bayreuth“ für immer ruhmvoll verbunden bleiben.



Emil Heckel

August Richard / Vom Sänger Fritz Plank

Erinnerungen aus der Schul- und Studentenzeit.

Der Verfasser, ein geborener Karlsruher, früher Hofkapellmeister in Detmar und Altenburg, dann als Dirigent und Komponist in Hüllbromm a. N. tätig, stellt uns folgende Erinnerungen zur Verfügung.

In meiner Jugend wußte man noch nicht von Sport, Reford oder Training und ähnlichen schönen Dingen, selbst die hohe Position galt allgemein nicht als die Sache junger, unerfahrener Leute, sondern lediglich als ernste Aufgabe für reife und gefestigte Männer. Aber irgend etwas außerhalb des Pennals mit seinen gelegentlichen Freuden und nicht seltenen Leiden mußte man neben der fast selbstverständlichen „Flamme“ (auf deutsch „Foussage“) doch eben haben, an dem sich der Sinn und Geist des heranwachsenden Jünglings erheben und begeistern konnte, — und das war zu meiner Zeit die Liebe zur Kunst, die schwärmerische Begeisterung für Musik und Theater.

Diese geistige Einstellung ist ohne weiteres zu erklären und zu verstehen, wenn man bedenkt, daß zu jener Zeit, im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, die Oper des damaligen Hoftheaters in Karlsruhe unter der Leitung von Felix Mottl auf einer ganz außergewöhnlichen Höhe stand, auf einer Höhe, die von den wenigsten Karlsruhern überhaupt klar erkannt, von den meisten Leuten vielmehr als fast selbstverständlich hingenommen wurde, die sich in ihrer ganzen wichtigen Bedeutung auch mir erst völlig erschloß, als ich späterhin Aufführungen an an anderen größeren Theatern mit denen meiner heimatlichen Bühne zu vergleichen wiederholt Gelegenheit hatte. Und diese geistige Einstellung hatte auffallender Weise nicht nur den einen oder anderen von uns erfaßt, sondern sie beherrschte fast ausnahmslos unsere ganze Klasse, ja sogar in gleicher Stärke auch die nächsten Jahrgänge über uns und unter uns. Die erste Aufführung eines neuen symphonischen Werkes von Richard Strauß, die ersten Aufführungen eines neuen Dramas von Sudermann, von Max Halbe oder gar Gerhart Hauptmann erschien uns damals ebenso wichtig, als der heutigen Jugend der Sieg irgendeiner Fußballmannschaft. Die Festspiele in Bayreuth galten uns früher mehr als heutzutage eine Olympiade.

Wie tief und nachhaltig auf uns junge Kerle der mächtige Eindruck jener geistig hochbewegten Zeit gewirkt hat, läßt sich am besten daraus ersehen, daß eine auffallend große Zahl meiner Mitschüler ihren späteren Lebensberuf im Dienst der Kunst gefunden hat: einige meiner Kollegen im engeren Sinn des Wortes als Dirigenten in Berlin und im Rheinland, einer als Schauspieler in München, einer als Komponist, dort leider schon früh verstorben; ein anderer lebt als Kunstschriftsteller in Heidelberg, wieder ein anderer in Berlin als Dramaturg am staatlichen Schauspielhaus. Daß der Großvater des einen früher ein in Karlsruhe hochangesehener und sehr beliebter trefflicher Schauspieler, daß der Großonkel eines anderen sogar der berühmte Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy gewesen war, umgab diese beiden Mitschüler, mit denen ich übrigens während meiner Studentenzeit in Heidelberg zusammenwohnte, mit einem besonders bedeutsamen Ansehen. Auch daß der Direktor des Gymnasiums, Gustav Wendt, als ernster Kunstfreund mit Johannes Brahms näher bekannt und befreundet war, daß seine von hohem dichterischen Einfühlungsvermögen zeugenden Uebersetzungen altgriechischer Dramen wiederholt auf der Bühne erfolgreich zur Darstellung kamen, daß sogar einer unserer Professoren eine stilvolle und wirkungskräftige Musik zu einer Aufführung des „Philoctetes“ von Sophokles komponiert hat, soll der Vollständigkeit halber, zur näheren Kennzeichnung der geistigen Umwelt, in der wir erwachsen, nicht unerwähnt bleiben. Als weiterer Beweis für den umfassenden Einfluß jener kunstbegeisterten Zeit auch auf fernestehende Kreise sei schließlich noch auf die immerhin recht auffallende, aber meines Erachtens doch nicht genügend beachtete Tatsache hingewiesen, daß nicht weniger als sieben Offiziere der damals in Karlsruhe stehenden Leibregimenters späterhin, nach ihrer Verabschiedung aus dem aktiven Militärdienst, Intendanten an verschiedenen kleineren und größeren Hoftheatern geworden und dadurch mit der Kunst in engster Fühlung geblieben sind.

Neben Felix Mottl waren die besten und wichtigsten Mitglieder der Karlsruher Oper in jener Zeit Pauline Mailhac als hochdramatische Sängerin, — sie lebt schon seit vielen Jahren in stiller Zurückgezogenheit in dem an landschaftlicher Schönheit und geschichtlichen Erinnerungen so reichen niederbayerischen Städtchen Burghausen an der Salzach und kehrt, stets freudigst begrüßt, nur gelegentlich zu Besuch an die Stätte ihrer einstigen Triumphe zurück, — und der „Meistersänger“ Fritz Plank.

Fritz Plank — ich habe es bisher absichtlich stets vermieden, von ihm zu erzählen oder zu schreiben, wenn nicht glaubwürdige Bezeugen sofort zur Stelle waren, um meine Angaben zu bestätigen. Denn, was von ihm und über ihn zu berichten ist, klingt beim ersten Anhören so unmöglich und unwahrscheinlich, außerordentlich und ungewöhnlich, daß man von Fernerstehenden leicht der Ueber-treibung beschuldigt werden könnte. Ich denke dabei nicht nur, rein äußerlich betrachtet, an seinen riesigen Körperumfang, sondern vielmehr an den tief verinnerlichten Adel seiner ganzen Künstlerpersönlichkeit. Aber gerade in Karlsruhe, so meine ich, werden sich noch genug Leute seiner erinnern, obgleich schon 32 Jahre seit sei-

nem tragischen Tod vergangen sind, so daß ich es füglich wagen darf, nach dieser freilich etwas langen, aber hoffentlich nicht allzulangen Einleitung folgende Erinnerungen an Fritz Plank der Öffentlichkeit zu übergeben.

Außergewöhnlich war schon die Art und Weise, wie ich die persönliche Bekanntschaft mit dem von mir schon längst aus der Entfernung hochverehrten Künstler gemacht habe: Saß ich da einmal mit einigen Bekannten nach einer herrlichen „Meistersinger“-Aufführung in einer damals sehr beliebten Bierstube Ecke der Hirsch- und Amalienstraße, um unsere Begeisterung über das große Erlebnis des Abends freudig auszulassen zu lassen. Ein Dienstmädchen fiel uns da auf, das immer und immer wieder den größten Humpen des edlen Gerstensaftes holte und auf unsere nahe-liegende Frage nach dem Besitzer eines solch erstaunlichen Durstes sagte uns die Wirtin, das viele Bier sei für den Herrn Kammer-sänger Plank, der heute im Theater den Hans Sachs gesungen habe. Flugs war ein schwingvolles Huldigungsschreiben an ihn verfaßt und dem Dienstmädchen bei seiner Wiederkehr mitgegeben. Die freundlichen jungen Herren möchten sich doch zu ihm bemühen und ihm noch ein Stündchen Gesellschaft leisten, lautete die umgehend gesandte, mit hellem Jubel begrüßte Antwort. Glückselig folgten wir, obwohl die Mitternachtsstunde nicht mehr allzu fern war, der freundlichen Aufforderung; wie lange wir dann noch bei Plank in angeregtester und anregendster Unterhaltung geblieben sind, wie oft noch das arme, schwer geplagte Dienstmädchen in jener Nacht den Weg nach besagter Bierstube zurücklegen mußte, entzieht sich glücklicherweise meiner Erinnerung.

Für mich selbst sollte dieser nächtliche Besuch von den denkbar erfreulichsten Folgen begleitet sein: Plank war durch seine Leibesfülle nicht imstande, Klavier zu spielen; er brauchte daher stets bei seinen Unterrichtsstunden wie bei dem Studium seiner zahlreichen Partien einen Begleiter am Klavier, einen „musikalischen Substituten“, wie er zu sagen pflegte. Zu dieser Aufgabe hatte er mich außerwählt und in dieser gemeinsamen Arbeit fand ich die trefflichste Gelegenheit, seine menschliche und künstlerische Wesensart von allen Seiten aufs genaueste kennen und schätzen zu lernen.

In geradezu muster-gültiger und vorbildlicher Weise suchte er als Sänger mit ernster Gewissenhaftigkeit und größter Sorgfalt nicht nur den musikalischen Teil seiner Rollen stets gründlich zu beherrschen, sondern weit darüber hinaus sich auch in allgemeingeistiger, biographischer Hinsicht über alle Komponisten und Werke, die ihm begegneten, in kultur- und sittengeschichtlicher Hinsicht über alle Personen und Gestalten, die er darzustellen hatte, eingehend zu unterrichten.

Und die gleiche hohe verantwortungsbewusste und verantwortungsbereite Gewissenhaftigkeit zeichnete auch den Lehrer aus. Nicht daß er etwa ein ausgesprochenes Gesangs-pädagoge oder gar ein „Schulmeister“ gewesen wäre; aber wie er, stets vom Wort ausgehend, seine Schüler oft mit sehr sinnfälligen äußeren Mitteln zu unbedingt deutlicher Aussprache, zu einer feingemäßen, ausdrucksvollen Deklamation zu erziehen und damit zugleich auch in Stil und Wesen eines Liedes oder einer Rolle einzuführen verstand, war auch für mich, als scheinbar unbeteiligter Zuhörer, ungemein anregend und lehrreich.

Zu seinen Schülern gehörte damals auch Prinz Max von Baden. Eines Tages äußerte der hohe Herr den huldvollsten Wunsch, auch die Familie seines Lehrers, von der er schon so viel gehört habe, kennen zu lernen. Plank, der wohl ein Dutzend Kinder jeglichen Alters besaß, rief schleunigst zusammen, was eben von dieser großen Schar im Haus oder in erreichbarer Nähe sich befand, und stellte sie, die Buben groß und kräftig und gar stattlich, dem Vater fast wie aus dem Gesicht geschnitten, die Mädels trotz ihrer Jugend schon die reinen Brünhilden an Gestalt, dem Prinzen mit den Worten vor: „das sind also meine Kinder; 's ist lauter gutes, eigenes, hausgemachtes Fabrikat!“ Schwang in diesen Worten immerhin ein gewisser, vielleicht nicht ganz unberechtigter Vaterstolz mit, so schloß es andererseits auch gewiß nicht an sehr häufiger Gelegenheit, weniger stolz auf seine wilde junge Gesellschaft zu sein: ja es gab sogar einmal eine Zeit, in der die Plank's-Buben wegen ihrer losen Streiche in ganz Karlsruhe nur zu gut bekannt, um nicht zu sagen, berüchtigt waren. So wurde ich einmal Zeuge folgender Szene: ich kam eines Morgens mit Plank und einigen anderen Herren aus dem Theater die Waldstraße entlang, vor uns her ging in einiger Entfernung ein Mädchen aus einem damals sehr beliebten Konditorladen, ein großes Blech voll leckerer kleiner Süßigkeiten, Kreuzerstücke, vorsichtig vor sich her tragend. Zwei halbwüchsige Buben schlichen sich heimlich hinter das Mädchen und klickten sie so lange rechts und links unter die Arme, bis das zu Tod erschrockene, wehrlose junge Ding wohl oder übel das schön gefüllte Blech zur Erde fallen lassen mußte. Mit unheimlicher Schnelligkeit Mund und Taschen so voll wie möglich mit der süßen Beute stopfen und im nächsten Hausgang spurlos verschwinden, war das Werk eines Augenblicks. „Habt ihr diese elenden Lausbuben gesehen?“ rief Plank in heller Entrüstung aus, „ich möchte wetten, daß das meine Buben gewesen sind!“ Und sie waren's auch wirklich. Wenige Tage später hatte Pauline Mailhac im 3. Akt der Walküre als Brünhilde zu Plank, des Göttervaters Füßen liegend, zu singen: „Du zeugtest ein edles

Geschlecht!" und erhielt vorwurfsvoll, gleichsam heimlich geflüstert, die Antwort: „du brauchst mich auch noch zu uzen, Pauline, mit meinen bösen Duden!", so daß es einer großen Selbstbeherrschung der Künstlerin bedurfte, um nicht in lautes Lachen auszubrechen und den Eindruck der Szene zu zerstören.

Es war mir stets erstaunlich, daß Plank, trotz seiner unförmigen Gestalt niemals, vollends nicht auf der Bühne, unfein oder unästhetisch gewirkt hat: er war eben nicht nur sehr dick, sondern auch sehr groß und immer von vornehmer aufrechter, fast würdevoll-patriarchalischer Haltung. Drum konnte er auch sehr leicht empfindlich und tief gekränkt sein, wenn sich je einmal irgend jemand mehr oder minder taktlose Auspielungen auf seine Figur erlaubt haben sollte, so gern er selbst gelegentlich Scherze über sich zu machen pflegte. Zu den Festspielen nach Bayreuth berufen, gelang es ihm dort als Kurwenal in „Tristan" nicht so gut wie auf der gewohnten, weit kleineren Karlsruher Bühne in der kurzen vorgeschriebenen Zeit vom Lager seines Herren auf die hochgelegene Warte zu eilen, um, Iphogens Schiff erspähend, rechtzeitig rufen zu können: „Das Schiff, von Norden seh ich's nahen!" Immer und immer wieder mußte diese Szene geprobt werden, bis schließlich Plank, atemlos und schweißtriefend an Frau Cosima mit der Frage herantrat: „Jetzt müßt ich wirklich wissen, gnädige Frau, ob ich hier als Bariton oder als Rennpferd engagiert bin!"

Köstlich war auch, wenn er als Basilio in „Barbier von Sevilla" bei den Worten: „Ich wäre elend, ganz miserabel?" mit tragikomischer Mime, erstaunt den Kopf schüttelnd, an sich herunter sah.

Der äußeren Erscheinung Planks ist es ja wohl auch zu danken, daß Verdis letztes und größtes Meisterwerk „Falstaff" in Karlsruhe als einer der ersten außeritalienischen Bühnen zur Aufführung kam; schien doch dieser stets liebes- und lebensfreundige Shakespearesche dicke Ritter unseren Künstler ebenso gleichsam auf den Leib geschrieben, wie sein deutsches Gegenstück, der „Freiherr" im „Trompeter von Säckingen". Wenn diese Oper nicht schon in liebreiziger Dudenweise überall ein außerordentliches Zugstück für jede Bühne gewesen wäre, in Karlsruhe hätte sie es allein schon durch Planks prächtige, von vornehmstem Humor erfüllte Darstellung des trinkfesten alten Haudegens werden müssen. Auch noch eine andere volkstümliche Oper Menzels „Evangelinmann" erzielte durch Planks Mitwirkung einen ganz besonderen Erfolg gerade in Karlsruhe. Plank spielte in der bekannten lustigen Regel-Szene einen der philisterhaften Bürger mit so unvergleichlich feiner Komik und so vollendet lebenswahrer Natürlichkeit und tanzte zum Schluß sogar Walzer, voll ganz erstaunlicher Anmut und Leichtigkeit, federnd, wie ein Gummiball: Plank und Walzer tanzen: das mußte man unbedingt gesehen haben!

(Schluß folgt.)

Gustav Rommel / Scheibehardt

(Schluß.)

1804 ließ man die Straße Karlsruhe — Beierthelm — Bulach — Scheibehardt, die durch die Orte gepflastert war, verbessern *), weil der fürstliche Hof sie stark benützte.

Schloß und Hofgut Scheibehardt wurde mit den umliegenden Orten im Jahr 1809 vom Amt Ettlingen ausgeschieden und dem Landamt Karlsruhe zugeteilt. Im folgenden Jahr 1810 bezog die Königin Friederike von Schweden mit ihrem Sohn Gustav und ihren drei Töchtern Sophie, Amalie und Cäcilie Schloß Scheibehardt. Königin Friederike war als badische Prinzessin nach der Entthronung ihres Gatten Gustav IV. 1810 in ihre Heimat zurückgekehrt, wo sie zuerst bei ihrer Mutter, der Markgräfin Amalie, in Bruchsal wohnte. Von ihrer Familie erhielt sie, als ihr Gatte sich von ihr trennte, dann Schloß Scheibehardt zugewiesen, sie nahm jedoch bald ihren Wohnsitz in Karlsruhe in dem nach ihr benannten Schweden-Palais gegenüber der Gemäldegalerie. 1812 wurde Friederike von König Gustav IV. geschieden. Von ihren Töchtern, ebenso schön wie die Mutter, heiratete Sophie den späteren Großherzog Leopold von Baden, Cäcilie, die jüngste, den Großherzog von Oldenburg. Prinzessin Amalie blieb ledig und lebte zuletzt in Wien. Der Erbprinz Gustav trat in die Oesterreichische Armee ein, als für ihn keine Aussicht mehr bestand, den Thron seiner Väter in Schweden wiederzugewinnen. Er heiratete eine Verwandte, die badische Prinzessin Luise, Tochter des Großherzogs Karl und der Großherzogin Stephanie.

Im Jahr 1812 gab die Großherzogliche Herrschaft die Selbstbewirtschaftung des Scheibehardter Hofguts wieder auf und verpachtete das Gut mit 167 Morgen Acker und 79 Morgen Wiesen an den bisherigen Pächter von Gutesau, Jakob Rediger, einen Menoniten, um 2000 fl., welcher Betrag aber bald ermäßigt wurde auf 1600 fl. und dann noch weiter auf 550 fl. und 50 Malter Korn. Rediger führte das Hofgut in trefflicher Weise, aber unter vielen Opfern (1833 Viehsenke, 1834 Mißernte) bis zum Jahr 1843.

In den Freiheitskriegen wiederholt von Truppen belegt, beherbergte der Jägerpavillon des Schlosses Scheibehardt 1815—1817 eine badische Trainabteilung, 1818 lag badische Artillerie dort.

Im Winter 1818/19 wohnte Großherzogin Stephanie mit ihren drei Töchtern und ihrer Schwägerin Prinzessin Amalie im Schloß

*) Die Bulach-Ettlinger-Straße führte früher über Scheibehardt in die Guckallee und zweigte von dieser nach etwa 500 Metern wieder östlich ab. Heute zieht die Ettlinger-Straße seitlich an Scheibehardt vorbei, trifft aber südlich mit der alten Straße von der Guckallee her wieder zusammen.

Scheibehardt, dann kurz in Ettlingen, bis ihr das Schloß in Mannheim eingeräumt wurde. Großherzogin Stephanie liebte Scheibehardt besonders und weilte vorher schon immer gerne da. 1814 hatte sie auf ihre Kosten in dem Wald zwischen Scheibehardt und Beierthelm Spazierwege anlegen und Bänke aufstellen lassen. Vom Jahr 1820 an wurde das Schloß nur noch vorübergehend bewohnt, gewöhnlich bei Hofjagden.

Im Jahr 1831 ging das gesamte Besitztum Scheibehardt in die Zivilliste des Großherzoglichen Hauses über. 1839 wurden neue Ökonomiegebäude erstellt. Als Schloßverwalter fungierten die Hofjäger Schäffer (1840), Müller (1873), Martin (1872).

Während der seit 1843 wieder aufgenommenen Selbstbewirtschaftung brannte 1851 das Stallgebäude ab; 1852 neu aufgebaut. Im Jahr 1854 wurde das Hofgut wiederum verpachtet und 1868 das ganze Anwesen samt Schloß der Militärverwaltung um den merkwürdig geringen Pachtbetrag von 400 fl. überlassen. Das Schloß ward nunmehr ausgeräumt, das Inventar verteilt an andere Schlösser. Die Jagdtrophäen und die Jagdbilder kamen meist nach Baden-Baden, die gemalte Tapete des Saales nach Karlsruhe. In den folgenden Jahren, nachdem die Militärverwaltung wieder ausgezogen war, stand Schloß Scheibehardt öde und leer, bis es 1878 eine Verwendung fand. Es wurde Zwangserziehungsanstalt für Knaben, später ein Asyl für Mädchen (1886), unterhalten vom Badischen Frauenverein. Dies blieb auch, als bei dem Umsturz 1918 Schloß Scheibehardt mit Zubehör in das Eigentum des neuen Staates überging.

Am 1. Oktober 1932 wurde das Mädchenasyl vorläufig aufgehoben. Vorübergehend ist ein freiwilliger Arbeitsdienst von Mädchen vom Badischen Frauenverein da untergebracht. Bald wird Schloß Scheibehardt wieder einmal leer und still stehen und anderer Bewohner harren. Kommen und Gehen!

Der mit dem Schloß verbundene Gutshof mit seiner eigenen Markung (zuletzt 85 Hektar) war zu Großherzoglicher Zeit als Hofkammergut der Leitung eines landwirtschaftlichen Inspektors oder Verwalters anvertraut, was auch nach 1918 für das nunmehrige staatliche Domänenamt beibehalten wurde. Wie von jeher wird Getreide- und Futterbau, Viehzucht mit Milchwirtschaft auf dem Gutshof getrieben. 1929 wies Scheibehardt 46 Milchkuhe, 18 Stück Jungvieh, 10 Pferde, 30 Schweine auf.

Die ehemals durch Jahrhunderte hindurch selbständige Markung Scheibehardt ist heute der von Bulach-Karlsruhe einverleibt.

Wilhelm Kraft / In der Rheinniederung

Schwüle Säfte atmen gelbe Dolden
Aus dem sommerheißen Stengelwalde.
Same rieselt flüssig, schwer und golden
Nieder von den Büschen an der Halbe.
Milde hängen duftberauschte Bienen
An den lässiglosen Blütentrauben.
Im Akazienwipfel über ihnen
Schwäbeln brünstig blaue Ringeltauben.

Leise, von der Zitterluft gehoben,
Regen die Akazien ihre Nester.
Ferner Dabichtschrei, im Wind zerstoßen,
Schreckt die Amsel aus dem warmen Neste.
Hinter Weiden, die zum Wasser neigen,
Rollt der Strom in trägem Wellengange.
Und aus weitergrauen Moderzweigen
Ringelt gierig züngelnd sich die Schlange.

Horch! — Ein Krächeln, Brechen im Geröhre
Unterdrückter Laut und Blätterrauschen.
Wogend teilen sich die grünen Flöde
Und zwei Menschen stehen im Licht und lauschen.
Leicht umschlungen die gelbsten Glieder
Saugen sie die Fülle tief und trunken.
Ihre Ader brausen auf und nieder.
Neber ihnen tanzen Sonnensfunken.

Friedemann Lautenbacher / Haß

Wenn die Sonne am Morgen hinter dem Stamm der langen Grinde aufsteht, treffen ihre Strahlen zuerst die Kuppe des Rockenbergs, der wie ein Wächter am Eingang des langen, schmalen Tales steht. Dicht unter der freien Höhe, im Windschatten, liegen zwei alte Höfe einträchtig nebeneinander. Jahrhunderte lang schon sind sie im Besitz derselben Familie. Auch die jetzigen Besitzer sind Vettern. Der vordere Hof erstreckt sich über den Süd- und Westhang des Berges; Kuppe, Osthang und Teile der Südseite gehören zu dem andern. Nach Norden zu zieht ein alter Hochwald, in dessen Mitte in gerader Linie die Grenzsteine stehen. Die beiden Bauern verleugnen den gemeinsamen Ahn nicht; man könnte sie für Brüder halten. Schwere, wuchtige Gestalten, erinnern beide in ihrem Gang an Zugochsen, die langsam, aber unbeirrbar und unaufhaltsam den einmal eingeschlagenen Weg verfolgen. Beide sind noch jung; die Höfe kamen erst nach dem Krieg in ihre Hände. Entsprechend den äußerlichen Ähnlichkeiten geht auch ihr Denken den gleichen Weg. Nur wenige Worte tauschen sie, wenn sie beisammen sind. Oft genügt ein Blick, um die Bestätigung des unausgesprochenen eigenen Urteils beim andern zu lesen. Sie sind immer einig — das heißt, sie waren es. Daß es heute nicht mehr so ist, kam so: Vor einigen Jahren wurde im Dorfe der Gemeinderat neu gewählt. Da einige Mitglieder aus Altersrücksichten sich nicht mehr zur Wahl stellten, hielt man nach neuen Männern Umschau. Auf Vorschlag des einen der beiden Rockenbauern, Lenz, wurde sein Vetter Jörg gewählt. In den Verhandlungen der Ortsregierung vertrat er zur Zufriedenheit seiner Anhänger die Wünsche seines Ortsteils. Da kam die schwere Zeit der allgemeinen Zahlungsschwierigkeiten, und die Steuerstundungen wurden zur Hauptbeschäftigung des Gemeinderates. Auch Lenz kam, wie alle Waldbauern, in die Klemme. Sein erstes Stundungsgebet wurde glatt genehmigt. Damals ahnte noch niemand, daß es nur das erste einer langen Reihe werden sollte. Später wurde es immer schwerer, und es kam die Zeit, wo es auch dem Einfluß des rechtlich und unparteiisch denkenden Jörg nicht mehr gelingen konnte, eine Verlängerung der Stundungen, die sich bereits über einige Jahre erstreckten, zu erreichen. Der Tag, an dem der Gerichtsvollzieher bei Lenz erschien, war auch das Ende der Vetternfreundschaft. Als Jörg am Nachmittag durch seines Veters Hof ging, drehte ihm dieser den Rücken und antwortete nicht auf das „Lenz!“, den üblichen Gruß. In Jörgs Tritt kam kein Stocken. Nur das Kinn reckte sich etwas vor, und während über der Nasenwurzel eine senkrechte Falte erschien, klopfte die Absähe etwas härter auf die Steine. Sonst merkte man nichts.

Die Sache wurde zwar nie zwischen den beiden Vettern besprochen, doch sorgte besonders Lenz an allen Wirtstischen dafür, daß seine Stellung zu Jörg ausgiebig bekannt wurde. Er schreckte dabei, besonders wenn er etwas gezecht hatte, vor den schrecklichsten Drohungen nicht zurück. Bald wollte er seinen Vetter totschlagen, bald mit eigener Hand erwürgen, bald sein Haus in Brand stecken und anderes mehr. Aber niemand nahm diese großen Worte ernst. Am wenigsten Jörg, der nichts zu hören schien. So wurde des Geredes allmählich weniger, bis Lenz schließlich überhaupt verstummte. Dagegen machte Jörg jetzt die Beobachtung, daß Lenzens scharfer Hoshund immer, entgegen sonstiger Gewohnheit, frei umherlief, wenn er auf seinen Gängen den Hof zu kreuzen hatte. Mehrmals schon war er von dem bissigen Köter angefallen worden. Trotz des großen Lärmes war aus dem Hause keine Seele erschienen, den Hund zurückzurufen. Jörg vermied deshalb, so gut es ging, den näheren Weg zum Ort und machte, besonders abends, lieber einen Umweg zu seinem Hof. Doch sprach er darüber weder mit seiner Frau, noch mit den Knechten. Diese dagegen teilten ihm eines Tages mit, daß Lenz ihnen die Durchfahrt durch seinen Hof mit dem Bemerkten verweigert habe, daß der Weg ein Privatweg sei, den er zu sperren beabsichtige. Jörg sagte kein Wort, begab sich zu einem Rechtsanwalt und ließ durch diesen einen Prozeß um das Durchfahrtsrecht führen, den er auch gewann. Er selbst zeigte sich bei keiner Verhandlung und verbot auch seinen Knechten während der Dauer des Prozesses den nahen Weg durch den Nachbarhof. Vom Tage der Urteilsverkündung ab schien dagegen für die Leute Jörgs nur noch dieser umstrittene Weg zu existieren; ja, Jörg selber benutzte ihn wieder ausschließlich. Durch den Anwalt hatte er auf die Festlegung des Hofhundes dringen lassen. Als er eines Nachts wieder angefallen wurde, verjaagte er das Tier durch Abgabe einiger Schüsse aus einer Schreckschusspistole. Dies trug ihm zwar eine erfolglose Anzeige wegen unberechtigten Waffentragens ein, aber der Hund war in Zukunft immer an der Kette.

Nun kam abermals die Zeit der Gemeindevahlen heran. Uebungsgemäß gedachte man, den bisherigen Gemeinderat ohne eigentlichen Wahlgang im Amte zu belassen. Deshalb war man auf dem Rathause sehr überrascht, als kurz vor Ablauf der gesetzlichen Frist ein weiterer Wahlvorschlag einlief. Lenz war es unter der Hand gelungen, einige Kandidaten zu gewinnen und die nötigen Unterschriften beizubringen. Da Jörg als jüngster Gemeinderat am Ende des alten Vorschlags stand, war seine Wiederwahl gefährdet. Eine wüste Heke setzte ein. Sie erreichte am Wahlsonntag ihren Höhepunkt, da in der Nacht an vielen auffälligen Stellen Plakate angebracht worden waren, die Jörg, und nur ihn, in ehrenrühriger Weise angriffen. Die Gegenliste erhielt

soviel Stimmen, daß sie wenigstens den Spitzenkandidaten durchbrachte und Jörg somit seinen Sitz im Rathause verlor. Der sofort angestrebte Beleidigungsprozeß konnte zwar die geistige Urheberschaft Lenzens an den Schmähschriften nicht strafrechtlich festlegen, zeigte aber doch deutlich die Fäden auf, die in sein Haus führten. Jörg äußerte sich zu alledem nicht. Wenn seine Freunde in der Wirtshaus auf das Thema zu sprechen kamen, winkte er ab. Einmal, als er direkt um seine Meinung angegangen wurde, gab er eine so grobe Antwort, daß man ihn fürder in Ruhe ließ.

So verfloß die Zeit, ohne daß den Dorfbewohnern eigentliche „Aktionen“ der Gegner bekannt wurden. Die Feindschaft der Vettern hatte den Reiz der Neuheit verloren. Niemand kümmerte sich mehr darum. Da wurde das Dorf eines Morgens in Aufregung versetzt durch einen schändlichen Anschlag, der jeden rechten Bauern aufs tiefste entrüstete. Etwa 50 Obstbäume an der Straße zu Jörgs Hof waren von Bubenhand angehackt worden. Die Arbeit und Mühe von 20 Jahren war vernichtet. Ohne daß man sagen konnte, wer zuerst den Namen Lenz genannt, verdichtete sich bald der Verdacht um ihn. Die sofort aufgenommene Untersuchung der Gendarmerie führte auch bald zur Entdeckung des Täters, eines Hüteljungens des Lenzen Hofes. Lenz mußte als Erziehungs-pflichtiger den Schaden ersetzen. Weiter konnte man ihm nichts anhaben. Jörg sagte auch diesmal nichts. Sein Gesicht war, als er die Untat entdeckte, ganz weiß geworden. Seither schwieg er, daß er sogar der an seine Wortfargeit gewöhnten Umgebung unheimlich wurde. In seinen Augen aber glomm ein böses Feuer.

Das war im Frühjahr. Der Herbst kam dieses Jahr recht früh. Lenz machte sich aus Holzhausen. Täglich arbeitete er weit draußen im Hochwald mit einem Knecht. Am Mittag machten die beiden stets ein kleines Feuer, um das mitgebrachte Essen zu wärmen. Nach acht Tagen fiel gegen Morgen der erste Schnee. Als es mittags Essenszeit war, setzte der Holzknecht die Schneerecke von der Feuerstatt. Lenz hockte, seine Pfeife rauchend, auf einem Holzklotz daneben. Er sah, wie der Knecht plötzlich stutzte, sich bückte und vorsichtig mit den Fingern die Erde aufwühlte. Langsam erhob er sich und ging hin. Eben wendete ihm der Knecht ein schreckensbleiches Gesicht zu. In den Händen hielt er eine Sprengpatrone mit einer Zündschnur. Sie war so unter den Aschenresten der Feuerstelle eingegraben gewesen, daß sie beim Feuermachen zur Explosion hätte kommen müssen. Nur der Umstand, daß der Knecht durch den Schnee zum Fegen gezwungen war, hatte zu ihrer Entdeckung geführt. Wortlos schauten sich Bauer und Knecht an. Jeder las das Entsetzen in des andern Augen. Endlich würgte der Knecht das Wort „Jörg“ heraus. Lenz nickte stumm. Dann gingen sie langsam hinab.

Jörg wurde sofort verhaftet. Da bei einer Hausdurchsuchung zwei weitere Patronen gefunden wurden, gab er sein anfängliches Leugnen auf. Er hatte sich am Abend zuvor drei Patronen von einem Steinhauer unter dem Vorwand verschafft, er wolle Stumpen sprengen. Dann hatte er die eine davon eingegraben. Auf die Vorstellung des Richters über die Ungehörlichkeit der Tat erwiderte er stets mit stoischer Ruhe: „Er hätt's verdient!“ Mehr war nicht aus ihm herauszubringen.

Die Untersuchung zog sich lange hin. Längst schon war die Höhe des Winters überschritten. In den Tälern rüstete man bereits für die Frühjahrbestellung. Nun wurde Jörg unruhig. Fast täglich fragte er nach dem Verhandlungstermin. Der Steinbrucharbeiter, der ihm seiner Zeit die Patronen gegeben hatte, war schon lange wegen Vergehens gegen das Sprengstoffgesetz verurteilt worden. Im Dorfe begann das Interesse, das nach der ersten Entrüstung langsam eingeschlafen war, auf unerklärliche Weise wieder zu erwachen. Doch galten die Sympathien durchaus dem von seinem Hof entfernten Missetäter. Allgemein hörte man die Redensart: „Wenn da oben nichts zu holen wäre, wäre der Jörg schon längst wieder daheim!“ Lenz konnte sich nirgends mehr sehen lassen. Man übersah ihn. Da erschien er eines Sonntags plötzlich wieder im Wirtshaus. Er schien das Verstummen des Gesprächs am großen Tisch nicht zu bemerken, als er sich unter die Leute setzte. Wie absichtslos flog er ein Gespräch über die Arbeit, die nach dem langen Winter dringend wurde, an. Und dann warf er so nebenher hin: „Der Jörg hat mir auch geschrieben, ich soll mich um seinen Hof annehmen, so lang er . . . nicht daheim ist. Da heißt's halt doppelt zulangem.“

Dem inhaltsschweren Satz folgte ein langes Schweigen. Dann sagte der Bürgermeister, indem er sein Glas gegen den Lenz hob: „G'sundheit, Lenz!“ Alle stiegen an. Von dem „Fall“ wurde nichts mehr erwähnt. Aber beim Abschied gab jeder dem Lenz die Hand.

Kurze Zeit darauf fand endlich die Verhandlung statt. In Anbetracht der Tatsache, daß der als Zeuge geladene Lenz den Angeklagten möglichst zu entlasten suchte, auch feststellte, daß er von sich aus die Klage, wenn er könne, zurückziehen würde, kam Jörg mit 5 Monaten davon, die durch die Untersuchungshaft als abgehüßt galten. Er wurde sofort in Freiheit gesetzt. Vor dem Tor wartete Lenz mit seinem Bernerwagen. Schweigend stieg Jörg auf; schweigend fuhren die Männer heim. Vor Lenzens Hof gaben sie sich die Hand und schauten sich fest in die Augen. Dann ging jeder mit den schweren, schaukelnden Schritten des Berglers seinem Hause zu.